

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 43 (2017)

Heft: 3-4

Artikel: Forschung und Lehre als Kooperation Interview

Autor: Honegger, Claudia / Ehrensperger, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Forschung und Lehre als Kooperation

Interview mit Claudia Honegger*, em. Soziologieprofessorin an der Universität Bern

Frau Honegger, Sie hatten von 1990 bis 2009 den Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Bern inne und haben dort mit Ihrer Forschung und Lehre eine ganze Generation von Soziologinnen und Soziologen geprägt. Wie schätzen Sie Ihr Engagement als Hochschuldozierende rückblickend ein?

Wichtig war es mir zunächst, verschiedene Stile und Theorieansätze zu berücksichtigen, nicht einseitig auf die eine wissenschaftliche Schule oder den einen wissenschaftlichen Ansatz zu setzen. Meine Studierenden waren zudem angehalten, sich möglichst früh im Studium ein eigenes Thema zu suchen, eine Leidenschaft zu entwickeln für die eigene Fragestellung. Nicht zuletzt um diesen persönlichen Bezug zum wissenschaftlichen Gegenstand zu sichern, waren interdisziplinäre Herangehensweisen willkommen. Entsprechend grosse Bedeutung hatte das Nebenfach für das soziologische Studium: Es macht einen Unterschied, ob ein Student mit Geschichte oder mit Jurisprudenz als Nebenfach im Rücken an eine soziologische Arbeit geht. Ich meine also keine von oben verordnete Interdisziplinarität, sondern vielmehr die Pflege einer soliden methodischen und theoretischen Basis, die vielfältig inspirierte Perspektiven auf die Soziologie ermöglicht.

Der persönliche Bezug kann die Gefahr fehlender Distanz zum wissenschaftlichen Gegenstand bergen.

Ja, natürlich. Die moralisierende Vereinnahmung eines Themas muss vermieden werden. In Anlehnung an Max Webers Schriften zur Wissenschaftslehre und seine Ausführungen zu den Wertbeziehungen ist aber auch klar, dass es eine wertfreie Wissenschaft kaum gibt. Nur schon die Auswahl eines Themas ist persönlich bzw. biographisch geprägt. Alles andere wäre meines Erachtens auch falsch. Wissenschaftliches Arbeiten muss eine Verwurzelung im Persönlichen haben. Auch die Politik spielt stets mit hinein. Umso wichtiger war es mir, die historische Perspektive zu pflegen und die Fragestellungen unseres Fachs – durchaus selbstkritisch – im entsprechenden historischen Kontext zu verorten.

Würden Sie Ihre Jahre als Professorin in Bern mit der Ausübung eines «Berufs» bezeichnen?

Ja, durchaus. Wir waren allerdings privilegiert. Zu Beginn der 1990er Jahre, das muss man sich vergegenwärtigen, herrschte Aufbruchsstimmung, und es war Geld vorhanden. Das soziologische Institut konnte sich sowohl materiell als auch personell auf

eine solide Basis stützen. Sicherheit – nicht Knebelung, wie sie eine Mehrheit des akademischen Personals heute aufgrund fehlender Ressourcen empfindet – prägte unsere Arbeit. Vor diesem Hintergrund gediehen Leidenschaften für gewisse Themen, und davon liessen sich die Studierenden begeistern. Die Beziehung zu den Assistentinnen und Assistenten war von wechselseitiger Anerkennung geprägt – anders ist eine gute Zusammenarbeit meiner Meinung nach gar nicht machbar. Überhaupt erachte ich die Kooperation mit und unter den Assistenten als wichtigsten Erfolgsfaktor für Forschung und Lehre an einem wissenschaftlichen Institut. Meine liebsten Erinnerungen gelten dem Team, das wir am soziologischen Institut in Bern hatten: Der fachliche Austausch funktionierte grossartig, die Stimmung war freundschaftlich und anregend, wir entwickelten gemeinsam Fragestellungen, ergänzten uns und trieben jeden Einzelnen in seinem Thema zu Höchstleistungen an. Bei allen Arbeiten musste die historische Perspektive jeweils mitbedacht werden, das war mir wie gesagt wichtig. Und ja, anständig schreiben mussten auch alle – klar und ohne allzu viel Jargon. Wir hatten zudem eine sehr schöne Kolloquienkultur – nicht, um möglichst viele ECTS-Punkte zu sammeln, sondern um spannende Referentinnen und Wissenschaftler einzuladen. Das Geld dazu war

* Schosshaldenstrasse 24, 3006 Bern.

E-mail: claudia.honegger@soz.unibe.ch



Claudia Honegger, Dr. soc., studierte Nationalökonomie, Soziologie und Sozialpsychologie, Philosophie und Politikwissenschaft an der Universität Zürich und an der Johann Wolfgang von Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Von 1975 bis 1980 arbeitete sie als Postgraduate-Studentin bei Pierre Bourdieu an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris. 1979 Promotion an der Universität Bremen; Lehraufträge u.a. am Institut für Soziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und am Institut für Geschichte der Universität Basel; 1990 Habilitation in Frankfurt. Von 1990 bis 2010 war Honegger Professorin für Allgemeine Soziologie und Mit-Direktorin des Instituts für Soziologie an der Universität Bern. Von 1995 bis 1997 präsidierte sie die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie und war von 2002 bis 2004 Dekanin der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern. Mitglied der Trägerschaft des interdisziplinären Graduiertenkollegs «Wissen-Gender-Professionalisierung. Geschlechterbeziehungen und soziale Ordnung» der Universitäten Basel, Bern, Genf und Zürich (1998–2002), des interdisziplinären Graduiertenkollegs «Shifting Gender Cultures. Wandel der Geschlechterkulturen» (2003–2005) und des interdisziplinären Graduiertenkollegs «Gender: Scripts and Prescripts» (2005–2009).

da. Selbstverständlich war dieses intellektuelle Klima nicht frei von Konkurrenz, auch nicht innerhalb des Teams, aber es war kein destruktives, humorloses Gegeneinander. Das Kollektiv, das gemeinsame Denken, Lehren, Lernen und Forschen, war für mich zentral. Vielleicht habe ich auch deshalb nach meiner Emeritierung alle Angebote für einzelne Lehraufträge abgelehnt. Irgendwo hinzufahren für ein paar Vorträge, ohne dann die einzelnen Studierenden auf ihrem akademischen Weg begleiten zu können – das reizt mich nicht.

Wie ist es Ihrer Ansicht nach zurzeit um die Freiheit der Forschung und die Unabhängigkeit der Lehre bestellt?

Vorausschicken muss ich, dass ich nicht glaube, dass es früher stets besser war als heute – gerade auch im Hinblick auf die Kooperation zwischen Mittelbau und Professorenschaft. Im Paris der 1970er Jahre bei Pierre Bourdieu habe ich mitbekommen, wie hierarchisch Wissenschaft strukturiert sein kann. Sicher ist aber heute die Bürokratie grösser und lähmender geworden. Macht wird beispielsweise aufgrund des Publikationsdrucks bei wissenschaftlichen Zeitschriften mit *peer review* akkumuliert. Sodann sind an den Universitäten gerontokratische Tendenzen insofern zu beobachten, als die etablierten Strukturen den Nachwuchs nicht nach inhaltlichen Qualitätskriterien beurteilen und auswählen. Dies, weil man solche Kriterien zu formulieren nicht mehr im Stande ist oder weil man sich auf solche Kriterien über die Disziplinen und Schulen hinweg nicht mehr einigen kann. Stattdessen wird auf quantifizierende Pseudoobjektivität wie einen *citation index* zurückgegriffen. Um nochmals auf Max Weber zurückzukommen: Wissenschaft als Beruf benötigt Geld, Macht und Leidenschaft. Geld schützt im besten Sinne vor ökonomischer Abhängigkeit. Der

Zugang zu den finanziellen Mitteln ist heute stark hierarchisch geprägt. Wie oft musste ich beim Nationalfonds gewissermassen schummeln und wissenschaftliche Projekte von Assistentinnen als meine eigenen Themen verkaufen, damit wir zu Geld kamen! Ebenso virulent bleibt zudem die alte Auseinandersetzung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften – sie raubt viel Energie und lässt die Fragestellungen immer enger werden. Der favorisierte naturwissenschaftliche Zugang verspricht scheinbar bessere Quantifizier- und Objektivierbarkeit. Mit Macht werden die Strukturen gefestigt, es wird integriert oder ausgeschlossen – früher unter anderem Frauen, Juden oder Katholiken; heute läuft dies subtiler über Seilschaften. Ein Beispiel dafür ist der Umstand, dass in der Philosophie nur noch Analytiker das Sagen haben. Leidenschaft schliesslich muss Forschung und Lehre anleiten – damals und heute.

Den Druck, angewandt und nützlich sein zu müssen, kennt also auch die Soziologie?

Das liegt am Zeitgeist. Irgendwann wurden auch bei uns sogenannte Studierenden-Evaluationen eingeführt, und im entsprechenden Fragebogen figurierte stets die Frage: «Was nützt mir das für die Praxis?» Da stand dann immer: «Eher wenig».

Könnten Sie heute junge Menschen noch für das akademische Abenteuer begeistern bzw. ihnen zu einer akademischen Laufbahn raten?

Ich habe nie jemanden zu einer akademischen Karriere zu überreden versucht. Die wissenschaftliche Laufbahn ist und bleibt ein Hasard. Allenfalls habe ich zum Weitermachen im Studium oder zu einer Doktorarbeit ermuntert.

Das Interview führte Elisabeth Ehrensperger. ■